



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unbegründete Aufregung. Die Utopisten behaupten, alle moralische Verderbnis entspringe einzig und allein den äußern Verhältnissen, und wenn diese im Sinne des Sozialismus umgestaltet würden, so würden die Verbrechen von selbst aufhören. Diese Ansicht weisen die frommen Gläubigen mit Entrüstung zurück, denn des Menschen Herz sei einmal durch die Sünde verderbt, und daran könne keine Staats- und Gesellschaftsrichtung etwas ändern; höchstens könnten sie durch strenge Zucht die Ausbrüche des Übels hemmen und so der Kirche in ihrem Bemühen, es durch ihre Heiligungsarbeit einzudämmen, zu Hilfe kommen; aber wie es stets Krankheit und Armut geben werde, so werde es auch stets Unvernunft, Sünden, Laster und Verbrechen geben: nie könne die Erde zum Himmel werden. Von den Konservativen und Bürokraten teilen auch die weniger Gläubigen diese Ansicht, nur daß sie das Hauptgewicht mehr auf die äußere Zucht als auf die Heiligung legen. Bei dieser Ansicht von der Menschheit müßten die Konservativen, sollte man meinen, die Kunde von Verbrechen und die alljährlich erscheinenden Kriminalstatistiken als eine Bestätigung ihres Glaubens mit einer gewissen Befriedigung aufnehmen. Weit gefehlt! Noch lauter als ihre Feinde, die Liberalen, stimmen sie von Zeit zu Zeit Jammerlieder an über das Verderben des Volkes. Dieses Gejammer hat nur unter der Voraussetzung einen Sinn, daß die Menschennatur entweder nicht von Grund aus verderbt, oder daß das Verderben in der Christenheit durch die Erlösung überwunden sei, und daß man eine fortschreitende Besserung fordern und erwarten dürfe, die doch schließlich zum völligen Verschwinden der Verbrechen führen müßte. Das heißt also, die Frommen hulbigen selbst dem von ihnen utopisch gescholtenen Glauben an einen vollkommenen Gesellschaftszustand; denn wenn das Verbrechen verschwinden soll, so muß vorher jede sündhafte Gesinnung verschwinden, und ist dieses der Fall, so giebt es auch keine Härtherzigkeit, keine Ungerechtigkeit, keine Hoffart, keine Habgier, kein Streben nach Reichtum mehr, und keine von den aus diesen Lüsten, Leidenschaften und Todsünden hervorgehenden sozialen Übel, die nach der Ansicht der ungläubigen Utopisten alle Verbrechen verschulden; das Ergebnis ist also auf beiden Seiten dasselbe, nur daß jeder der beiden Parteien als Wirkung erscheint, was die andre für die Ursache hält, und wenn sie die Streitfrage akademisch behandeln wollten, könnten sie sich wohl mit einander verständigen.

Aber daran denken sie natürlich ebenso wenig als die übrigen, zwischen ihnen und um sie herum stehenden Parteien. Die Frage der Kriminalität wird, soweit sie nicht kindischem Sensationsbedürfnis oder als bloßes Spaltenfüllsel dient, nur zu dem Zweck behandelt, dem politischen oder kirchlichen Gegner eins zu versetzen und die Rezepte der eignen Partei zu empfehlen: je nachdem mehr Religion, oder mehr Schulbildung, oder mehr Prügel, oder mehr Genuß, oder mehr Polizei, oder mehr Freiheit. Und so werden denn Sittenverderbnis und Verbrechen bei vorkommenden Gelegenheiten von den einen den Jesuiten, von den andern den Reformatoren, von den dritten solchen Parteien, die die Zuchtlosigkeit fördern: Liberalen, Demokraten und Sozialdemokraten, von diesen wiederum den Ausweutern, den Muckern, den Junkern und dem Militarismus in die Schuhe geschoben. Da sich alle Tage Verbrechen ereignen, so könnte diese Jammer- und Anklagesymphonie eigentlich alle Tage aufgeführt werden; weil aber das Publikum Abwechslung liebt, so bietet man sie ihm bloß aller viertel oder halben Jahre einmal,

jedesmal eine Woche lang. Diesmal ward der Fall Levy als Gelegenheit ergriffen, obwohl er nichts absonderliches an sich hat und nur ein gewöhnlicher Raubmord ist wie andre Raubmorde. Für Berliner Geldschrankbesitzer allerdings liegt ein Grund zur Aufregung in den beiden Umständen, daß den Bäckerjungen Haus Schlüssel anvertraut werden, und daß sich die Berliner Kriminalpolizei durch die gebotne Sonntagsruhe abhalten läßt, Verbrecher mit den geeigneten Maßregeln zu verfolgen, aber kriminalistisch hat der Fall nichts besonders aufregendes. Wenn man das aufregende in dem jugendlichen Alter der Verbrecher findet, so ist dagegen zu bemerken, daß in den letzten Monaten ein Duzend Fälle durch die Zeitungen gegangen sind, wo die Mörder noch im Knabenalter standen. Auch ist bei keiner der bekannten kriminalistischen Theorien einzusehen, warum Verbrechen, wenn sie einmal vorkommen, nicht ebenso gut von Jünglingen wie von Männern begangen werden sollten. Die Erbsünde der orthodoxen Theorie ist in jungen Leuten so gut wirksam wie in alten, und bei der Annahme einer erblichen Belastung oder der angeborenen moral insanity, eines Gehirnfehlers, ist der Unglückliche in jedem Augenblicke seines Lebens ein Verbrecher, sodaß es nur entweder dem Mangel an Gelegenheit oder körperlicher Schwäche zu danken ist, wenn er keine Verbrechen verübt. Bei der Annahme einer von Motiven unabhängigen Wahlfreiheit vollends ist man überhaupt nicht berechtigt, sich über irgend eine That zu verwundern — gute wie böse Thaten entspringen da aus einer geheimnisvollen und unerforschlichen Tiefe, ohne sich an ein Gesetz zu kehren, das eine Berechnung möglich machen könnte. Wir unsrerseits sind nur Laien und Empiriker und glauben aus der Erfahrung gelernt zu haben, daß in jeder der umlaufenden Theorien ein Wahrheitskern steckt. Daß Verbrechen in großer Zahl durch äußere Verhältnisse hervorgebracht werden, das wird schon durch den bekannten Parallelismus der Zahl der Diebstähle mit den Getreidepreisen bewiesen. Aber die äußern Umstände allein sind es doch nicht, was die Verbrechen verursacht, wie einerseits solche Notleidenden beweisen, die lieber ins Wasser gehen als sterben, und andererseits die reichen Ladendiebinen, die man mit Kleptomanie entschuldigt. Wir glauben nicht, daß diese Entschuldigung in allen oder auch nur in den meisten Fällen zulässig ist, aber in einigen ist sie es gewiß. Da haben wir die moral insanity. Diese verschuldet zweifellos unzählige Verbrechen, und sie ist sehr verschiedner Art. Dem einen fehlt der Wahrheitsfönn, das Lügen ist ihm so natürlich wie das Atmen, dem andern fehlt jeder Gerechtigkeitsfönn, dem dritten das Mitleid, und während manche beim Anblick eines Bluttröpfleins ohnmächtig werden, sodaß sie keine Taube schlachten können, macht es andern Vergnügen, Blut fließen zu sehen. Ganze Völkler leiden an dem Mangel gewisser sittlicher Empfindungen; so sollen die Chinesen weder die Dankbarkeit noch das Ehrgeföhler kennen. Vielleicht giebt es überhaupt keinen Menschen, der nicht in einem Punkte sittlich defekt wäre, wie es auch keinen giebt, der nicht einen Sparrn hätte; vielleicht sind alle sittlichen Fehler bloß Übertreibungen oder unvermeidliche Kehrseiten guter und notwendiger sittlicher Eigenschaften, Kehrseiten und Übertreibungen, die ganz allgemein vorkommen, aber nur bei einer gewissen Stärke, unter gewissen Umständen, oder beim Fehlen ergänzender Gegengewichte zum Verbrechen führen. Und da hätten wir die Erbsünde, anthropologisch verstanden. Indem nun aber die Zahl der das menschliche Handeln bestimmenden Ursachen so groß und das Geflecht ihres Zueinandergreifens so verwickelt ist, daß sich ihr Ergebnis so schwer vorausbestimmen läßt wie das Wetter, indem dazu auch noch dieses Ursachengetriebe in einem Dunkel wirkt, das nie ein Röntgen mit seinen Strahlen durchleuchten wird, indem solchergestalt viele menschliche Handlungen

unerklärlich bleiben und daher unmotivirt aussehen, erhält schließlich auch die Lehre von der Wahlfreiheit, bei der jede Möglichkeit einer Gegenwirkung oder Vorbeugung aufhört, einen Schein von Berechtigung. Nur daß gerade Raubmorde nicht eben zu den unbegreiflicheren Handlungen gehören; hat doch Bulwer in seinem Eugen Aram gezeigt, wie sogar ein edler, hochgebildeter, feinführender und sehr mitleidiger Mann dazu kommen könne, einen Raubmord zu begehen. Vor dreißig Jahren brachen einmal in einer größern Kleinstadt zwei Schlosserlehrlinge bei einer alten Frau ein und bestahlen sie. Sie wurden natürlich erwischt und erzählten dann, sie hätten jeden Abend von ihrer Schlafkammer aus gesehen, wie die ihnen gegenüberwohnende Frau, deren Geiz von den Nachbarn viel verspottet wurde, ihre Thaler zählte und blank putzte, und sie hätten oft einer zum andern gesagt: was nützen nun der Alten ihre Thaler, und was könnten dagegen wir uns für schöne Tage damit machen! So lange es verschiedene Lebenslagen giebt, werden solche Raifonnements, über denen sich sogar hochgebildete Männer manchmal ertappen, bei dummen Jungen noch weit öfter vorkommen. Selbstverständlich liegt in jedem Verbrechen eine Mahnung an Eltern, Lehrer und Obrigkeiten, ihre Schuldigkeit zu thun, aber wenn orthodoxer Glaube, strenge Zucht und Prügel die Verbrechen aus der Welt schaffen könnten, dann müßten jene Jahrhunderte ganz frei von Verbrechen gewesen sein, wo — der Henker einer einzigen deutschen Stadt in einem Jahre mehr Hinrichtungen vollzog, als jetzt in ganz Deutschland Mordthaten begangen werden.

So lange das Menschenherz nicht in eine Maschine verwandelt werden kann, die im Auftrage des Staates gebaut, regulirt und regelmäßig aufgezogen wird, so lange es das wunderliche, trutzige und verzagte Ding bleibt, von dem die Geistlichen, die Strafrichter und die Dichter leben, so lange wird es unmöglich sein, unliebame Überraschungen zu verhüten, Dummheiten und Verbrechen, die der Handelnde selbst oft am Tage vor der That noch nicht vorausgewußt hat. Aber hat menschliche Weisheit und Voraussicht keine Macht über die einzelne zukünftige Handlung, so vermag sie doch einen Zustand zu befördern, wo Gelegenheit und Neigung zu gewissen Handlungen schwinden, deren Zahl also im ganzen abnimmt. Anders im Guten wie im Bösen ist das Thun des Cholerikers, anders das des Sanguinikers, des Melancholikers, des Phlegmatikers — dieser sündigt meist durch Unterlassungen —, anders das des Reichen als das des Armen, und das gilt vom einzelnen, wie von ganzen Klassen, Ständen und Völkern. Will man einen Zustand, der für Gewaltthaten und Mordgedanken einen möglichst ungeeigneten Nährboden abgiebt, so schaffe man ein rothbäckiges Volk fröhlicher, gutmütiger, menschenfreundlicher, weichmütiger Leute, die allesamt in behaglichem und gesichertem Wohlstande leben. „Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein, mit glatten Köpfen, und die Nachts gut schlafen,“ sprach Cäsar, und Cäsar war nicht dumm. Leider sieht unsre Zeit des wütendsten Konkurrenzkampfes nicht darnach aus, als wollte sie eine Entwicklung nach dieser Richtung hin begünstigen. Leider? werden die Selektionisten spöttisch rufen — im Gegenteil, gerade so ist's gut!

Die Berliner Gewerbeausstellung hat mit einem Defizit von etwa einer Million abgeschlossen. Es wäre falsch, darnach den Erfolg der Ausstellung überhaupt beurteilen zu wollen. In dem Defizit besteht der Mißerfolg der Berliner Gewerbeausstellung 1896 gar nicht. Freilich hätte sich auch das Defizit trotz der Ungunst des Wetters leicht vermeiden lassen, wenn man nicht für diese Lokalausstellung den Rahmen viel zu weit gemacht und viel zu kostbar ausgestattet hätte. Viele haben dieses Mißverhältnis zwischen Rahmen und Inhalt als Ge-

schmacklosigkeit empfunden, zumal da eine nicht sehr vornehme Spekulation auf den Geldbeutel den Besuch zu oft belästigte. Übrigens wird die eine Million Mark aufgewogen durch den Mehrgewinn, den der Fremdenverkehr in diesem Jahre den Berlinern gebracht hat; leider nicht gerade denen, die die Hauptkosten hatten, weder den Ausstellern noch den Garantiefondszeichnern und am wenigsten der Masse der Besucher aus Berlin selbst, denen weit über ihre Verhältnisse die Beisteuer zu den Kosten aus der Tasche gelockt worden ist. Aber, wie gesagt, das buchmäßige Defizit fällt gar nicht ins Gewicht für den eigentlichen Mißerfolg der Ausstellung. Es ist eine hinreichend verbrieftete Thatsache, daß bis in den Spätherbst 1892 nicht nur die Berliner und die altpreussische Industrie, sondern gerade auch die hervorragenden und einflußreichen Industriellen in Baiern, Sachsen, Württemberg, Baden und Hessen für den Plan eingetreten sind, noch in diesem Jahrhundert in Deutschland eine große Industrieausstellung zu veranstalten. Völlig einig war man damals in ganz Deutschland darüber, daß diese Ausstellung nur in der Reichshauptstadt stattfinden könne, und daß ihr zuliebe alle Landes-, Bezirks- und Ortsausstellungen zurückzustellen sein. Ebenso bekannt ist, daß die preussische hohe Bürokratie von jeher alles gethan hat, die deutschen Industriellen sich nicht zu einer großen nationalen Ausstellung in der Reichshauptstadt vereinigen zu lassen. Jedermann wußte im Herbst 1892, daß diese Einflüsse gebrochen werden müßten, wenn das nationale Unternehmen gelingen sollte. Aber statt diesen Kampf den deutschen Industriellen zu überlassen, die ihn aufzunehmen bereit und befähigt waren, benutzte eine kleine Gruppe Berliner Herren in sehr geschickter Weise die Schwerfälligkeit und Kurzsichtigkeit des preussischen hohen Beamtentums dazu, die Berliner Lokalausstellung an Stelle der nationalen durchzudrücken, und zwar trotz des lebhaften Widerspruchs der Berliner Stadtverwaltung. Nach oben waren sie schmiegsame, liebenswürdige Schwerenöter, nach unten ließen sie sich preisen als Männer der That und des Erfolgs, die nehmen, was sie bekommen, mochte es auch das Gegenteil von dem sein, was man gewollt und für nötig erklärt hatte. Von außerpreussischem Partikularismus war also bei der Sache in keinem Falle die Rede, viel eher von Berlinischen Sonderinteressen und preussischen Unterlassungssünden. Das soll zunächst einmal nachdrücklich hervorgehoben werden, da neuerdings wiederholt behauptet worden ist, der Plan der nationalen Industrieausstellung sei an dem Partikularismus in der deutschen Industrie gescheitert. Erst nachdem im Herbst 1892 die Berliner lokale Gewerbeausstellung proklamirt und damit, wie die Berliner Unternehmer sehr gut wußten, der nationale Plan endgiltig zu Fall gebracht war, wurde auch außerhalb Berlins die Verwirklichung der verschiedenen Sonderausstellungspläne ernsthaft in die Hand genommen.

Nach diesen Vorgängen war man doppelt berechtigt, von den Berliner Ausstellungsunternehmern und den sich ihnen infolge eines ausgesprochenen kaiserlichen Interesses hilfreich zugesellenden hohen Berliner Behörden zu erwarten, daß sie die kleine Aufgabe nun aber auch mustergerichtig zu lösen versuchen und für eine spätere große nationale Ausstellung ein lehrreiches, anregendes Vorbild schaffen würden, zumal da das Geld keine Rolle zu spielen schien. Leider ist das Gegenteil der Fall gewesen. Mit Recht ist an den großen Ausstellungen der Neuzeit vor allem getadelt worden, daß der ernste volkswirtschaftliche, namentlich auch der erzieherische Zweck überwuchert werde durch das allein der Schaulust und dem Vergnügen dienende Beiwerk, in dem man sich mehr und mehr überbiete. Es war entschieden eine der ersten Pflichten für die Berliner Unternehmer und Behörden, hierauf Rücksicht zu nehmen. Aber wie ist dieser Pflicht entsprochen worden? Durch die

„Kolonialausstellung,“ die „Marineschauspiele,“ das „Kaiserschiff,“ das „Alpenpanorama,“ den „Nordpol“ und „Alt-Berlin,“ lauter Schaubuden höherer und niederer Art, ist die eigentliche Ausstellung, mehr als dies in irgend einem Falle seit Jahrzehnten zu beobachten gewesen war, in den Hintergrund geschoben worden. Und dazu noch die Tingeltangelwirtschaft im Zubehör, der „Vergnügungspark,“ „Kairo“ usw.! Wir wissen nicht, ob irgend jemand geglaubt, durch diese Kolonialausstellung und durch die Marineausstellung der deutschen Kolonialpolitik und den deutschen Flottenbestrebungen einen Dienst zu leisten, aber das wissen wir, daß alle ernsthaften Besucher der Ausstellung, so weit wir sehen konnten, den Eindruck der Spielerei erhielten, nichts weiter. Der erzieherische Einfluß auf die ausgestellten Afrikaner konnte dabei nur ein schädlicher sein, das Berliner Publikum hat dafür gesorgt.

Über die Industrie von Berlin hat man in Berlin 1896 kaum gesprochen, wir haben es auch nicht nötig. Als wir vor Jahren von süddeutschen Industriellen Zweifel daran äußern hörten, ob Preußen und Berlin Verständnis, Geschick und Takt zur Veranstaltung einer deutschen oder einer Weltausstellung habe, erschien uns das hart. Jetzt werden wir uns nicht wundern, wenn dieser Zweifel in weitem Umfange bei der deutschen Industrie zur Überzeugung wird. Weder Preußen noch Berlin verdient das, aber die Berliner Gewerbeausstellung 1896 hat eben Preußen und Berlin geschadet.

Hospize. In einem stillen grünen Winkel hatte sich ein Kreis von „wunderfeligen Männern“ zusammengefunden, die „der Stadt entflohen“ waren, doch nicht, um sich von „jedem rötlichen Kiesel Weisheit und Tugend predigen“ zu lassen, sondern einfach, um sich auszulüften, physisch und moralisch. Mit demselben Wunsche machen sich alljährlich unzählige tausende auf den Weg, aber die meisten fühlen sich doch nur dann glücklich in der freien Natur, wenn sie die Stadt im Reisefloffer mit sich führen. Von solcher Einwandrung ist jener Winkel bisher verschont geblieben — mögen die Götter ihn ferner behüten! —, und dadurch hatten die aus den verschiedensten Himmelsrichtungen gekommenen Mitglieder der kleinen Gesellschaft sich fesseln lassen. Ihre Naturschwärmerei ging nicht so weit, nur von Schwarzbrot und Milch leben und barfuß gehen zu wollen oder sonst einem der neuen Propheten der Gesundheit Gefolgschaft zu leisten, die nur das alte Rezept des Wunderdoktors in Hebels Schatzkästlein: Mäßigkeit und Bewegung in „zeitgemäßer“ Bearbeitung vorschreiben. Man war es vielmehr gern zufrieden, daß die freundliche Wirtin Wildpret und Fisch auftragen und auch keinen dürsten ließ. Die Übereinstimmung in solchen Neigungen brachte bei mancherlei Verschiedenheit in den politischen Ansichten behaglichen Verkehr zustande, und alle trennten sich endlich wie alte Freunde auf Wiedersehen!

Eines Abends kam das Gespräch auf die Leiden und Freuden des Gasthoflebens, und einer antwortete auf die Frage, wo er in Berlin abzustiegen pflege: im Hospiz. Ich stutzte. Was ist ein Hospiz? Im Stil des Kandidaten Jobs konnte dies wohl nicht erklärt werden, und an eine Pilgerherberge wie die altberühmte, neben oder unter denen jetzt die Sitzüge dahinbrausen, war am wenigsten in Berlin zu denken, wo meines Erinnerns die Erbauer der Ausstellungsgebirge nicht einmal Bernhardinermonche und Hunde für notwendig gehalten haben. Doch erfuhr ich, daß die modernen Hospize zwar nicht mit Pilgern zum heiligen Grabe, aber mit Palästina in eine gewisse Beziehung zu bringen seien, da sie die zweite, erläuternde Bezeichnung tragen „christliches Hotel.“

Nun erstaunte ich erst recht. Wie? jemand hat sich erküht, gleich am Thor eines Gasthofs zu verkünden, daß dort für — wie sagt man doch? — andersgläubige kein Platz sei? Und ich hatte doch keinen äußerst freisinnigen Entrüstungsschrei über solche unerhörte Verletzung aller göttlichen und menschlichen und verfassungsmäßigen Rechte, eine solche Aufhebung gegen ganze Volksklassen, einen solchen neuen Schandfleck des Jahrhunderts vernommen. Haben wir denn keine „freiheitliche“ Presse mehr? Die schweige vermutlich, hieß es da, weil sie befürchte, durch laute Klagen den Hospizen nur noch neue Kundschaften zu vermitteln, denn es sei unteugbar, daß nicht einzig für Orthodoxe und Agrarier das Wort christlich etwas anziehendes habe. Darüber entspann sich ziemlich lebhafte Rede und Gegenrede, die abwechselnd „ich liebe die Juden nicht, gehe ihnen lieber aus dem Wege, aber —“ und „ich bin kein Antisemit, durchaus nicht, verkehre mit einzelnen Juden sehr gern, aber —“ begann. Schließlich blieb die Mehrheit der Partei, deren Auffassung der Frage sich ungefähr zusammenfassen läßt, wie folgt.

Das Wort christlich enthält so wenig etwas kränkendes oder herausforderndes, wie das Wort koscher, das an zahlreichen Speisehäusern in deutschen oder hebräischen Lettern prangt. Auf die krankhafte Empfindlichkeit, die in dem Vorhandensein einer konfessionellen Schule oder eines christlichen Hotels ein himmelschreiendes Unrecht erkennt, kann keine Rücksicht genommen werden. Es wird keinem verdacht, wenn er die Gesellschaft von seinesgleichen, von Berufs-, Standes-, Gefinnungsgenossen aufsucht, politische Parteien, Nationalitäten, Bekenntnisse halten auch gefellig zusammen, und nur den Christen sollte es benommen sein? Wenn jemand aus seinem Reisehandbuche erfährt, daß dieses oder jenes Hotel von reisenden Kaufleuten bevorzugt werde, und er dort nicht einkehrt, obschon er auf gute und nicht zu teure Unterkunft rechnen könnte, so drückt er damit keineswegs einem ganzen Stande seine Abneigung aus; wahrscheinlich hat er die Erfahrung gemacht, daß die Herren, die in Wein und Cigaren machen, ähnlich den Juden, häufig die Gewohnheit haben, die Gespräche über ihre Geschäfte, über Politik und Theaterzustände so laut zu führen, daß es unmöglich wird, nicht, wenigstens passiv, daran teilzunehmen. Oder wer, der nicht selbst zur Börse gehört, wird sich in deren Kreise drängen? Umgekehrt haben die Juden, die auf dem Zuge aus dem Orient nach Paris, dem Ziele ihrer Sehnsucht, in Deutschland Kast halten, eine wahre Leidenschaft, in Gesellschaften einzudringen, zu denen sie nicht geladen sind, in die sie nicht gehören; und die ungünstigen Eigenschaften ihrer Rasse, ihr präpotentes Wesen, ihre absonderlichen Manieren bringen es bald zuwege, daß andre ihnen den Platz räumen. Gerade von dem nationalisirten, wirklich gebildeten Juden kann man in neuester Zeit hören, daß ihnen der Aufenthalt in Bädern und Sommerfrischen an der deutschen Küste, in Holland und Belgien, in Thüringen, Tirol, Osterreich durch ihre Stammesgenossen verleidet worden sei. Wer z. B. Scheveningen von früher her kennt, und es jetzt wiedergesehen hat, wird das begreiflich finden. Man sagt, sobald einmal solche Plätze gründlich „verjudet“ seien, zögen die Nomaden weiter, und der Boden werde wieder frei, denn ganz unter sich zu bleiben hielten sie nicht aus. Allein das kann lange dauern, weil immer Nachschub aus dem Osten kommt. Ungarn scheint bereits gänzlich unterjocht zu sein, und aus Osterreich vernimmt man charakteristische Dinge, Unterdrückung von Studentenvereinen, die keinen Juden aufnehmen wollten, Sprengung eines Theaterunternehmens, das sich als Pflegerin christlichen Sinnes und anständiger Dichtung ankündigte u. dgl. m. Und haben wir nicht gelesen, daß in Neuenahr die jüdischen Kurgäste den Choral zu Anfang der Morgenmusik nicht haben dulden wollen? Ist das noch nicht

genug der verkehrten Welt? Wir befinden uns thatsächlich im Stande der Nothwehr, es müssen feste Plätze gegründet werden, und die Hospize mögen als die ersten Forts dienen.

„Lassen wir die Semitenfrage, erklärte endlich der Senior der Gesellschaft, wir werden sie so wenig wie die soziale lösen, und wenn wir über die Polizeistunde beisammen blieben.“ Das Thema wurde verlassen. Ich aber erwog das Gehörte im lieben Gemüte, nahm mir vor, mir selbst ein Urtheil zu bilden, und bestellte vor dem nächsten Besuche Berlins ein Zimmer in einem Hospiz. Es war das letzte und daher wohl nicht das beste, aber gut und sauber, die Bedienung sehr aufmerksam, Speise und Trank befriedigend, die Preise denen in anständigen doch nicht vornehmen Hotels entsprechend. Im ganzen Hause herrschte Ruhe, man bewegte sich in gebildeter Gesellschaft, der allerdings auch — man erschrecke nicht! — einige Agrarier anzugehören schienen. Die Damen entsfalteten keinen unpassenden Kleiderluxus, die einzelnen Gruppen unterhielten sich in gemessenem Tone, ohne Geschrei und lautes Lachen, ich wurde nie von zuthulichen Nachbarn einem peinlichen Verhör nach dem Kategorienschema Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando unterzogen. Auch fand kein Zwang zur Teilnahme an den Morgenandachten statt, und daß am Sonntage vom Hofe aus der Gesang frischer Knabenstimmen zu mir heraufdrang, gab mir keinen Anlaß zur Beschwerde. Bei der Abreise drängte sich nicht das Dienstpersonal um mich, nur der Portier wünschte mir von seinem Platze aus glückliche Reise: ich hatte nämlich mit der Rechnung auch „Ablösung der Trinkgelder“ nach einem bestimmten Prozentsatze entrichtet. Das ist praktischer als die offizielle Abschaffung des Trinkgeldunfuges durch Erhöhung der Preise für Wohnung und Kost, denn trotz dieser Maßregel muß der Abreisende doch Spießruten laufen zwischen wehmütigen Ober- und Unterkellner-, Mädchen- und Hausknechtgesichtern. Genug, ich war ganz zufrieden und beabsichtige der neuen Schöpfung treu zu bleiben, so lange sie ihren Grundsätzen treu bleibt.



Litteratur

Der deutsche Soldat im amerikanischen Bürgerkrieg. Von William Boeke, ehemaligem Kapitän der Kompagnie D des 24. Illinoiser Infanterieregiments. Chicago, Kölling und Klappenbach, 1896

Diese Schrift von dreißig und vierzig Seiten ist zwar nur ein erweiterter Vortrag. Wir glauben aber doch die Aufmerksamkeit unsrer Leser darauf lenken zu dürfen. Die deutschen Soldaten im nordamerikanischen Bürgerkrieg sind in Deutschland nicht nach Verdienst bekannt geworden und anerkannt worden. Ihre Haltung und ihre Leistungen sind auch in der ungemein reichen anglo-amerikanischen Litteratur über die Kämpfe von 1861 bis 1864 nicht mit geschichtlicher Treue behandelt. Behren sich die Deutschen auch in diesem Falle nicht ihrer Haut, so werden ihre Opfer für die Erhaltung der Union in kurzer Zeit gerade so vergessen sein, wie die Verdienste der deutschen Pioniere um die Begründung der Kolonien, aus denen die Vereinigten